



TEIL 1

*Advent*  
*Inkarnation*  
*Emergenz*

## ***Leseprobe***

Kester Brewin

### ***Der Jesus-Faktor***

Eine leidenschaftliche Theologie der Veränderung

Was haben das menschliche Gehirn, ein Ameisenhaufen und die Kirche der Zukunft gemeinsam?

Auf faszinierende Weise zeigt Kester Brewin, dass diese Frage mehr ist als nur ein Gedankenspiel: Alle drei müssen nämlich über besondere Fähigkeiten verfügen, wenn sie überleben wollen; sie müssen klug auf ihre Umwelt reagieren, sich anpassen und als komplexe Systeme ausgeklügelte Kommunikationsstrukturen entwickeln. Wenn wir anfangen die Kirche als Organismus und nicht als Organisation zu begreifen, entdecken wir schnell, wie viel wir von der Biologie über gesunde Veränderungs- und Entwicklungsprozesse in unseren Gemeinden lernen können.

Wenn man gerade die großstädtischen Veränderungen als Bild für die Zukunft nimmt und sich fragt, welche Beziehungen dieser Zeitenwandel zum Leben Jesu hat, kommt ein Buch heraus, das die Kernideen der weltweiten „Emerging Church“-Bewegung verdeutlicht, in der Wissenschaftler und Gemeindepraktiker gemeinsam Perspektiven für die Zukunft entwickeln.

ISBN 978-3-86770-073-3

C & P Verlagsgesellschaft mbH

Postfach 1165

61477 Glashütten

[www.cundp.de](http://www.cundp.de)

# *Advent*

Bevor die Kirche sich verändern kann, bevor ich mich verändern kann, bevor sich überhaupt irgendetwas verändert, braucht es eine Zeit zum Zur-Ruhe-Kommen. Eine Pause. Eine Rast.

Das entspricht dem Wesen der Natur. Sie legt fest, dass sich eine Richtungsänderung nicht direkt realisieren lässt. Um das einmal physikalisch zu erklären: Wenn die Zeitspanne, in der eine Änderung stattfinden soll, gleich Null wäre, bräuchte es eine unendliche Beschleunigung, die durch das Produkt mit unserer Masse auch eine unendliche Kraft erforderlich machen würde. Und diese würde uns zerstören.

Deshalb ist es unbedingt notwendig zu warten und zur Ruhe zu kommen, bevor eine für unser Überleben so unentbehrliche Veränderung beginnen kann. Das widerspricht natürlich erst einmal unserer Lust an schnellen Entscheidungen, stimmt aber mit der Weisheit Gottes überein, die auch in der Wissenschaft ihren Ausdruck findet. Dahinter steht die liebevolle Absicht des Schöpfers, mit uns auf sanfte, einfühlsame und friedvolle Weise umzugehen. Wir sollen geformt und nicht zerschmettert, geführt und nicht mitgeschleift werden. Doch wir hätten die Veränderungen gern direkt, mit sofortiger Wirkung, am besten durch ein Wunder: ein neues Programm, das alle notwendigen Schritte durchführt und uns auf der Stelle in Ordnung bringt. Ganz gleich, worum es geht: eine neue Arbeitsmethode, ein neues Gebäude, einen neuen Weg, um zur Ruhe zu kommen, oder einen Kurs, der uns postwendend von Stadium 3 zu Stadium 6 katapultiert. Wir wären am

liebsten jetzt schon am Ziel, ohne viel Trara, Anstrengung oder lange Strapazen. Runter vom lokalen Maximum und direkt auf den Everest. Am besten mit dem Hubschrauber.

In einem Bericht der Anglikanischen Kirche über Gemeindegründungen und neue kirchliche Ausdrucksformen wird der Begriff „Emerging Church“ folgendermaßen definiert: „„Emerging“ bedeutet auftauchen, sich herauschälen, entstehen, erwachen, ein Geschehen, das an einen evolutionären, geistgeführten Prozess denken lässt. Diese Definition könnte für die bestehende Kirche jedoch eine Einladung sein, Zeit zu gewinnen, erst einmal abzuwarten und zu sehen, was passiert, anstatt sich der Dringlichkeit des Missionsauftrags zu stellen.“<sup>1</sup> Natürlich müssen wir uns bewusst machen, dass die Aufgabe wirklich dringlich ist. Wenn unsere Reaktion aber mehr sein soll, als nur ein weiteres Strohfeuer oder ein weiterer verkorkster Versuch, ein neues kulturelles Bewusstsein zu entwickeln, dann müssen wir jede Hektik und jeden Aktivismus vermeiden. Auch wenn die Kirche – wie Rowan Williams, der Erzbischof von Canterbury, im selben Bericht geschrieben hat – „kurz vor erstzunehmendem Wachstum und einer Erneuerung“<sup>2</sup> steht, müssen wir genau zwischen den Begriffen „warten“ und „hinhalten“ unterscheiden. Das Erste ist der angemessene Ausgangspunkt für eine langfristige Lösung, das Zweite eine von Panik gesteuerte Hinhalte-taktik angesichts einer sich abzeichnenden Krise.

Wenn es um eine echte Veränderung geht, ist weder Eile noch eine Hinhalte-taktik angesagt. Eine Veränderung muss uns in der Tiefe unseres Seins erfassen und etwas von uns in sich tragen. Einer Theorie zufolge bedeutet das Wort „grail“ (Gral), mit dem wir normalerweise den Kelch bezeichnen, den Christus beim letzten Abendmahl benutzte, von seinem Ursprung her „allmählich“. In diesem Verständnis liegt „der Hauptgedanke des Heiligen Grals darin, dass das Gefäß erst allmählich durch den langen Prozess des Verhörs geformt wurde und seine Macht bekam“<sup>3</sup>. Wir müssen uns klar machen, dass Veränderungen nicht von heute auf morgen geschehen, sondern eine lebenslange Suche bedeuten, wenn sie echt und bleibend sein sollen.

Unser Denken ist sowohl durch unsere vergangene als auch durch unsere gegenwärtige Geschichte eher von der Idee der Revolution geprägt, vom Wunsch nach radikalen Veränderungen, die sich schnell vollziehen und einen Aufruhr oder einen Aufstand erfordern. Dazu gehören ein Anführer und die Konzentration von Gewalt: Demonstrationen, Staatsstriche, bewaffnete Auseinandersetzungen, Kriege oder Regimewechsel. Seit Jahrhunderten beziehen Soldaten, Diktatoren und ihre Kritiker in dieser Hinsicht einen klaren Standpunkt. Mao Tse-tung etwa schrieb, dass „eine Revolution keine Dinnerparty ist. Sie kann nicht gemächlich und behutsam abgewickelt werden. Sie ist ein Aufstand, ein Gewaltakt, durch den eine Klasse eine andere unterwirft.“<sup>4</sup> Paul Virilio schreibt in „Geschwindigkeit und Politik“, dass der Erfolg einer „Revolution bald nur noch von der Geschwindigkeit abhängt. Die einzige Erfolgsgarantie besteht dann für den Mann auf dem Schlachtfeld darin, sich selbstmörderisch in die Schusslinie der Schnellfeuerwaffen zu werfen“<sup>5</sup>. Napoleon zufolge sollte „die Stärke einer revolutionären Armee, wie in der Physik, durch die Masse, multipliziert mit ihrer Geschwindigkeit berechnet werden“. Trotz all des Blutes und der Gewalt, die mit Revolutionen verbunden sind, scheinen viele unserer Politiker immer noch zu glauben, dass sie echte Veränderungen bewirken. Dabei ist wohl nicht zu bestreiten, dass eine gewaltsam herbeigeführte Veränderung in materieller, politischer, psychologischer und geistlicher Hinsicht eigentlich immer die Tendenz hat, zu zerreißen und zu zerstören, da nur ein oberflächlicher Teil in Bewegung kommt, während der Rest unverändert zurückbleibt.<sup>6</sup>

In seinem hervorragenden Buch „Der Zukunftsschock“ beschreibt Alvin Toffler den psychologischen Schaden, den Menschen erleiden, wenn sie von einer drastischen Veränderung überrollt werden. Er spricht darüber, dass der Zukunftsschock eine durch Veränderung ausgelöste Erkrankung des Menschen ist, bei der es nicht in erster Linie um die Art der Veränderung, sondern um deren Tempo geht. Der Zukunftsschock, so sagt er, „entsteht, weil eine zunehmende Verzögerung zwischen dem Tempo, in dem sich die Umwelt verändert, und dem gemäßigten Tempo der menschlichen Reaktion eintritt“.<sup>7</sup> Anders

ausgedrückt bedeutet das: Es ist für unser eigenes Wohlbefinden viel besser, wenn sich Veränderungen nicht in revolutionärem Tempo vollziehen, wie machthungrige Despoten oder Unternehmensvorstände das so oft fordern, sondern mit der evolutionären Geschwindigkeit des mit Lebenskraft ausgestatteten menschlichen Körpers vorstatten gehen.

Man hat inzwischen, zum Teil als Reaktion auf Tofflers Forschungsergebnisse, angefangen zu erkennen, dass unser üblicher Weg der Veränderung selbst einer Veränderung bedarf. Wenn wir alles umgestalten und die grundlegende Natur der Dinge für immer umkrepeln wollen, dann kann das Vorbild dafür niemals die Revolution, sondern nur die Evolution sein, das heißt: eine allmähliche Entwicklung über einen langen Zeitraum hinweg. Robert Warren merkt dazu an: „Es spricht eine ganze Menge dafür, dass das Wort ‚Evolution‘ am Besten den anglikanischen Denkansatz für Veränderungen beschreibt. Es lässt auf Kreativität schließen und macht deutlich, dass wir auf unsere Umwelt reagieren.“<sup>8</sup>

Das langsame Tempo der Evolution, deren sanfte, unsichtbare Veränderungsprozesse so schwer auszumachen und doch so unbestreitbar stark sind, trägt auf jeden Fall eine göttliche Schönheit in sich. Wir Menschen hätten lieber eine schnelle Veränderung – wir wollen eine Revolution –, aber Gottes Wege sind nicht unsere Wege und Gottes Gedanken sind größer als unsere. Ganz abgesehen davon haben wir, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, immer wieder unsere revolutionären Tendenzen auf Gott übertragen und erst durch seine Offenbarung in Jesus Christus, die mit der Zeit immer klarer wurde, erkennen wir, dass Gott kein Freund des gewalttätigen Aufruhrs ist, sondern ein Gott der allmählichen Evolution. Seit undenklichen Zeiten mussten daher diejenigen, die darauf aus waren, die Art und Weise, in der Gott Dinge tut, zu ändern, so etwas wie eine Vorbereitungszeit durchstehen (und das wird auch in Zukunft nicht anders sein), sie mussten nämlich ...

WENN WIR ALLES UMGESTALTEN WOLLEN,  
DANN KANN DAS VORBILD DAFÜR NIEMALS DIE REVOLUTION,  
SONDERN NUR DIE EVOLUTION SEIN.

### **Warten**

*Wie Sarah wartete –  
90 Jahre auf einen Sohn,  
der Gottes Verheißung erfüllte,  
so warten auch wir, hoffend auf die Dinge,  
von denen wir glauben, dass Gott sie uns zugesagt hat.*

*Wie Mose wartete –  
40 Jahre in der Wüste,  
so warten auch wir auf Stille und auf Demut.*

*Wie die Propheten warteten –  
1 000 Jahre auf die Verheißung der Erlösung,  
so warten auch wir auf Anzeichen seiner Gegenwart.*

*Wie Maria wartete –  
9 Monate ihrer 14 Jahre, auf das Kind Gottes,  
so spüren auch wir die Schmerzen der Geburt,  
voller Angst um das Kind.*

*Wie Johannes der Täufer wartete –  
und die Menschenmenge absuchte nach wissenden Augen,  
so sehnen auch wir uns nach einer göttlichen Begegnung.*

*Wie Christus wartete –  
30 Jahre dahin schleichende Zeit  
40 Tage gepeinigt von Versuchung  
3 Jahre eingetaucht in Missverstehen  
3 Tage in den Tiefen der Hölle*

*Und nun –  
warten wir.  
Nun sind wir an der Reihe, dafür zu sorgen,  
dass die Berge eben und die Wege begradigt werden.  
Es ist unsere Aufgabe, den Horizont der Zeit im Auge zu  
behalten.  
Wir müssen die Hoffnung hochhalten,  
dass der, der die Verheißung gegeben hat,  
treu ist und zurückkehren wird.<sup>9</sup>*

Bevor die Kirche sich verändern kann, bevor ich mich verändern kann, bevor irgendetwas sich verändert – vor jeder Veränderung kommt das Warten. Wir sind gefangen „zwischen dem Jetzt-schon und dem Noch-nicht“. Wir spielen unsere kleinen Rollen und sowohl der Drehort, an dem wir im Scheinwerferlicht stehen, als auch das Drehbuch wimmeln von Leuten und Völkern, die durch die Zeiten hinweg gezwungen waren, Gottes mustergültige Zurückhaltung zu akzeptieren. Die Darstellertruppe war dicht besetzt mit den lautlosen Rollen unzähliger Menschen, die nicht empfangen und nicht sehen sollten, die es nicht schaffen und nicht hören sollten, die nicht befreit und nicht verstanden werden sollten, sondern nur eines taten: warten, warten, warten – auf etwas, auf jemanden, auf ein Zeichen, eine Veränderung, irgendeinen noch nie angedeuteten Hinweis, ein noch nie gesprochenes Wort, einen noch unausgelegten Traum, eine noch nicht stattgefundene Erweckung, ein scheinbar endloses Noch-nicht ... Noch-nicht ... Noch ... Doch sie gaben nicht auf. Ihre noch immer wartenden Knochen ruhen als fruchtbares Zeugnis ihres Glaubens in den Dingen, deren Zustandekommen sie selbst nicht mehr miterlebt haben. Indem wir auf ihre Schultern klettern, suchen nun wir nun unsererseits den Horizont nach irgendeinem Anzeichen ab, einem Sinneseindruck oder einer Bewegung. Und das müssen wir ohne Zeit- oder Fahrplan tun, ohne LED-Anzeige oder Stoppuhr.

Ohne unsere gewohnten Hilfsmechanismen und technischen Auguren, warten wir auf den, der flüstert: „Siehe, ich tue etwas Neues.“

Könnt ihr es nicht erkennen?“ Das mag etwas zu poetisch klingen, aber es nimmt erst einmal den Zwang und die Last von uns. Das alles geht nämlich nur, wenn wir still werden. Nur wenn wir unsere Arbeit beiseite legen und einfach zuhören, wenn wir mal einen Moment unseren Mund halten, eine Art geistlichen Atemstillstand wagen und warten. Nur diejenigen, die mutig genug sind und aufhören, die alten Schritte zu tanzen, werden die neuen Schritte entdecken. Die Erkenntnis, dass wir den Abstieg von unserem niederen Gipfel in Angriff nehmen müssen, wird nur denen dämmern, die bereit sind, eine Pause zu machen, still zu werden und eine ehrliche Einschätzung ihrer Position vorzunehmen. Wir befürchten immer sofort, dass wir in Vergessenheit geraten, wenn wir eine Woche lang, einen Monat lang, einen Gottesdienst lang oder auch nur einen Moment lang innehalten. Wir befürchten, unseren Schwung zu verlieren, unserem Image zu schaden, als gedankenlos zu gelten oder als Verlierer dazustehen. Und so füttern wir die kirchlichen Brennöfen mit unsern ausgebrannten Wracks: müde Leiter, desillusionierte Mitarbeiter, erschöpfte Gemeinden – und wir treiben sie an, noch länger zu tanzen, noch schneller zu marschieren, noch mehr zu beten und lauter und ernsthafter zu Gott zu schreien, dass er bitte schnell kommen solle, KOMMEN, um unsere Herzen mit Macht zu verändern. Dabei sollten wir viel mehr auf Elia gucken, der einfach nur wartete.

Wenn wir echte Veränderungen sehen wollen, brauchen wir Mut, stillzuhalten: „Der Sabbat wurde für den Menschen gemacht und nicht der Mensch für den Sabbat.“ (Markus 2,27) Mit andern Worten: „Unsere Strukturen müssen uns dienen und nicht wir ihnen.“ Das ist die Wahrheit, die den Eisenbahnbesitzern entging, als sie ihren ursprünglichen Traum verrieten. Der einzige Weg herauszufinden, ob unsere Strukturen uns dienen, besteht darin, eine Pause zu machen und über sie nachzudenken. Wir müssen sie Stück für Stück auseinander nehmen und der Sonne aussetzen, sie offen auslegen und allen erlauben, um sie herum zu gehen und sie genau zu betrachten, ohne dass wir dabei unter dem Druck von Meetings, Abgabeterminen und Programmen stehen. Das ist der Ausgangspunkt für eine Freisetzung und die

Ermächtigung zum Handeln: Wir müssen den Menschen den Raum und die Zeit geben, zu der tief liegenden Einfachheit der Dinge zurückzukehren. Wir müssen unsere Zeit damit zubringen, uns die fundamentalen Gegebenheiten durch den Kopf gehen zu lassen und uns mit all den Nuten und Bolzen zu beschäftigen, die in unserem System ineinander greifen und die Vielschichtigkeit unseres Lebens bilden.

Wenn wir den Aktivismus von Menschen stoppen, selbst eine Pause einlegen und darauf hinweisen, dass der Weg auf höhere Gipfel immer durch Täler führt, vollziehen wir einen mutigen Akt wahrer Leitung, weil wir eingestehen, dass wir mit unserer bisherigen Strategie in einer Sackgasse gelandet sind. Es zeugt von Courage, wenn Menschen Machtbefugnissen abschwören und deutlich machen, dass die Führungspersönlichkeiten der Zukunft keine Macht mehr ausüben, sondern durch Ermächtigung dienen werden.

Wir haben es also mit einer gewagten Einladung zu etwas völlig Neuem zu tun. Und diese Einladung geht mit dem Risiko einher, dass diejenigen, denen wir Freiheiten einräumen, sie vielleicht ganz entspannt nutzen werden, um zu gehen oder sich ganz freimütig etwas Besseres ausdenken, als das, was wir bislang vorhatten. Aber es muss uns bei allem, was wir tun, um die Freiheit gehen. Die wirklich Freien, die Mutigen, die Gott aus ganzem Herzen suchen, werden immer Gedankenstriche, Kommas, Punkte, Satzzeichen in ihrem Leben setzen, Schwangerschaftspausen, Stundengebete oder Zeiten der Stille, während diejenigen um sie herum die Freiheit haben, eigenständig Schritte zu unternehmen, und den Aktionsrahmen bekommen, um alte Strukturen abzubauen und neue Ideen zu entwickeln. Man kann sich nun mal keinen blauen Himmel vorstellen, solange man unter den Gewitterwolken der Geschäftigkeit umherhetzt. „Ihr müsst Frucht bringen“, sagt Jesus. Aber außerhalb unserer genetisch modifizierten, globalisierten Supermärkte tragen die Obstbäume eben nur einmal im Jahr Früchte. Danach, im kalten Winter des Advent, verlieren ihre Zweige die Blätter. Und doch brauchen sie gerade diese Zeiten, um im nächsten Jahr wieder ertragreich sein zu können.

IN DIESEM MOMENTANEN ADVENT, ZWISCHEN  
DER STERBERNDEN „MODERNEN“ UND DER WERDENDEN  
„EMERGENTEN“ KIRCHE, MÜSSEN WIR GEDULD BEWAHREN.

Es ist nicht gerade einfach, über das Warten zu schreiben. Weil wir das nicht gewohnt sind. Wir blättern in der Bibel ja auch ziemlich unbedacht von Maleachi einfach zu Matthäus weiter. Aber vielleicht hat Gott zwischen die Testamente ganz bewusst einen symbolischen Ruhepunkt gesetzt; hat nach einem historischen Akt seiner Heilsgeschichte einfach mal den Vorhang fallen lassen. So, wie er das schon bei der Sintflut, den 40 Jahren in der Wüste und der babylonischen Gefangenschaft ab 587 vor Christus getan hat. Wir lesen die Verse Matthäus 1,24–25 in einem Atemzug, obwohl wir in der Mitte ganz sicher einen symbolischen Halt einlegen, den Atem anhalten und die nicht beschriebene Wartezeit bedenken sollten. Sonst fällt nämlich die neunmonatige Schwangerschaft Marias einfach durchs Raster. Wir würden den Text ganz anders lesen, wenn wir diese Zeit in Gedanken füllen würden: Wie fühlte sich Maria während der Schwangerschaft? Ausgegrenzt? Abgelehnt? Geschnitten? Furchtsam? Aufgeregt? Wir wissen es nicht. Was wir wissen, ist, dass sie den niedrigen Gipfel einer einfachen Mädchenzeit verließ, hinunter ins Tal stieg (und in die Wolken der Ungewissheit eintauchte) und dass das Geheimnis ihres Glaubens darin lag, dass sie sich offensichtlich der höheren Gipfel sicher war, die sie noch nicht sehen konnte. Vielleicht wäre es gar nicht dumm, in die Bibel bei diesen Zeitsprüngen leere Seiten einzufügen, Seiten, die wir umblättern müssen, damit unsere Gedanken sich mit ihnen beschäftigen, damit sie über diese „Satzzeichen“ meditierten, in denen auch Gott innehält und wartet, bevor er etwas Neues ins Leben ruft.

Sicher: Während wir auf die Rückkehr Christi warten, ist es unsere Bestimmung als Kirche, kontinuierlich im Advent zu leben. Doch innerhalb der Heilsgeschichte sieht es so aus, als ob wir zu Beginn dieses

neuen Jahrhunderts noch in einem speziellen, internen Advent lebten, als ob wir berufen seien, auf eine etwas andere Neugeburt zu warten. Wir haben schon festgestellt, das wir zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht wissen, wie die Kirche der Zukunft aussehen wird, genauso wenig wie wir bei einem Embryo sagen können, welche Züge er als Erwachsener tragen wird. Der Versuch, diese langsam reifenden Dinge vorwegzunehmen oder vorherzubestimmen, hätte den ungeduligen Beigeschmack der Revolution. Ganz egal, wie hektisch unsere Gesellschaft künftig noch werden wird (mit Prozessorengeschwindigkeiten, die sich ständig erhöhen und einer nicht nachlassenden Beschleunigung der gesamten kulturellen Entwicklung): Die Dauer einer Schwangerschaft können wir nicht verkürzen. Wie Maria müssen auch wir noch immer geduldig neun Monate warten, ohne etwas zu wissen, ohne etwas Endgültiges über das Kommende zu wissen, ohne in der Lage zu sein, die Dinge zu forcieren. In diesem Advent, in dem wir uns gerade befinden – zwischen der „modernen“ Kirche, die war und im Sterben liegt, und der „Emergenten Kirche“, die noch nicht da ist, müssen wir Geduld bewahren. Wir müssen in die Wolke der Ungewissheit eintauchen, eine Pause einlegen und warten.

Es tut mir leid, wenn es so aussieht, als würden wir in diesem Prozess immerzu nur Rückschritte machen. Wir wissen, dass wir uns verändern müssen – die Frage ist jetzt: Wie? Und wir wissen jetzt auch, dass wir erst einmal warten müssen – und wieder stellt sich die Frage: Wie? Für eine Kirche und eine Gesellschaft, die beide ziemlich in Macht und Aktivismus verliebt sind, ist Nichtstun und zum Warten gezwungen Sein ein Gräuel. Trotzdem ist das Warten für den Prozess entscheidend.

Warten kann natürlich als totaler Machtverlust erlebt werden: Wir sind nicht mehr selbst Herr der Lage, von anderen abhängig und darauf angewiesen, dass sie ankommen oder etwas für uns tun. Wir können nichts weiter tun, als herumzusitzen, zu warten und es uns bequem zu machen. Es passiert normalerweise selten, dass wir uns gezwungenermaßen in einer solchen Situation wieder finden – wenn unser Auto mitten auf der Autobahn den Geist aufgibt, wenn wir krank werden oder eine Bahn verpassen. Seltsamerweise überkommt uns in

diesen Zeiten, in denen uns die Hände völlig gebunden sind, oftmals ein seltsam-wohlthuender Friede, dann, wenn wir durch höhere Macht alle Hektik loslassen müssen.

Doch meistens machen wir uns selbst bei solchen Gelegenheiten etwas vor und denken, dass wir die Situation weiterhin kontrollieren könnten, dass es da immer noch irgendeine Möglichkeit geben muss, irgendwas, das in unserer Macht liegt. Und so findet man uns dann, wie wir uns anstrengen und abmühen, Uhrzeiten überprüfen, mit dem Aufsichtspersonal des Bahnhofs reden, Auskunftsstellen anrufen, eine Erklärung suchen und Aufmerksamkeit fordern. Wahrscheinlich wird nichts von all dem irgendetwas bringen, aber wir können uns das Gefühl bewahren, wir hätten alles unter Kontrolle.

Irgendwo zwischen der Freiheit, nichts tun zu können, und dem Anspruch, etwas tun zu wollen und zu müssen, findet sich das geheimnisvolle Warten der Heiligen und der Propheten – eine Kombination aus Läuterung und Einkehr, in der wir in uns Ordnung schaffen und alles für das Neue vorbereiten, während wir uns gleichzeitig mit der Ungewissheit zufrieden geben. In dieser Zeit, in der wir darauf warten, dass das Reich Gottes erneut durchbricht, sind wir nicht dazu berufen, völlig inaktiv zu sein und uns einfach nur zurückzulehnen. Wir sind aber auch nicht berufen, uns in hektische Aktivitäten zu stürzen, die dem Neuen, das gesät werden und wachsen soll, keinen Raum lässt. Wir müssen den Mut aufbringen, eine Pause einzulegen, den Boden für das Neue vorzubereiten und zu warten.

In seinem Buch „Zuversichtliche Bilder“ untersucht der amerikanische Theologe Walter Brueggemann die verschiedenen Wege, auf denen die Propheten Jeremia, Hesekiel und Jesaja dem Volk Israel halfen, mit ihrer Wanderung vom lokalen Maximum eines großen Reiches hinunter ins Tal des Exils zu Recht zu kommen. In der Einführung schreibt er: „Die prophetische Literatur stammt aus einer Zeit, in der Jerusalem, die vertraute Welt und damit die Requisiten und Symbole, die das Leben zusammenhielten, zerstört worden waren. Die Propheten hatten die schwierige Aufgabe, dem Glauben und dem Erleben der

Gemeinschaft im babylonischen Exil Stimme und Ausdruck zu verleihen. Ihre pastorale Verantwortung war es, dem Volk zu helfen, ins Exil hineinzugehen, im Exil zu sein und das Exil auch zu überwinden, ihm also zu helfen, die alte Welt zu verlassen und eine neue zu empfangen.“<sup>10</sup> Er fährt fort und fügt an, er glaube, dass „das Empfangen einer neuen Welt von Gott sich in unserer Zeit ereignet. Das zeigt sich unter anderem im unerwarteten und bedrohlichen Entstehen neuer Gemeinschaften. Beunruhigende Entwicklungen, die von Träumen über Gerechtigkeit und Barmherzigkeit in unserer zivilen Gesellschaft begleitet werden, von Träumen, die es einzugestehen wagen, dass alte Strukturen umgeformt werden können, um Vehikel für die neuen Gaben Gottes zu sein. Somit finden wir uns in der abenteuerlichen Lage, etwas von Gott zu empfangen, von dem wir glaubten, er würde es uns nicht geben, nämlich eine neue Art, Mensch in dieser Welt zu sein.“<sup>11</sup>

Nahezu zwanzig Jahre, nachdem diese Worte geschrieben wurden, finden sie nun scheinbar einen Widerhall – wir erleben einen zunehmend dynamischeren Abbau der „Requisiten und Symbole“ und der „alten Strukturen“, die so lange die uns bekannte Welt in der Kirche des Stadiums 3 bestimmt haben. Zusammen mit vielen andern großen Institutionen ist die Kirche auf dem Weg, ihre eigene Version der Exilszeit zu erleben. Eine Zeit der Ruhe, verbunden mit geduldigem Warten, steht uns bevor, und wir müssen durch dieses Exil hindurch, wenn wir von Gott die „neue Art, Mensch in dieser Welt zu sein“, empfangen wollen.

Die Wanderung ins Exil ist eine Wanderung hinein in Fowlers Stadium 4. Es ist eine Wanderung in die Täler, vielleicht auch in die finstere Nacht der Seele, in eine Abwesenheit, in ein utopisches Sein, in dem die Autoritäten, von denen wir unsere Sicherheit und unsere Sinnstiftung bisher abhängig gemacht haben, außer Kraft gesetzt werden und verschwunden sind. Das ist schmerzhaft, aber es ist ein Schmerz, der für unsere weitere Entwicklung notwendig ist: Ob wir nun unser Zuhause verlassen, umziehen oder heiraten – jeder dieser Schritte schließt notwendigerweise eine Komponente des Exils mit ein. Israel musste sich diesem Schmerz stellen. Ob nun Gott sie verlassen oder sie Gott

verlassen hatten, war dabei bloß eine Frage der Interpretation. Wie sie darauf reagierten, das war der springende Punkt. Darum ist auch heute der Streit darüber, ob wir von Gott abgedriftet sind oder ob Gott sich von uns abgewendet hat, irrelevant – es ist ganz unverkennbar, dass die Kirche gegenwärtig von der Welt, der sie dienen will, getrennt ist, dass sie losgelöst, an den Rand gedrängt, zur Belanglosigkeit degradiert im Exil lebt. Und genau aus diesem Grund widerfährt ihr von Gottes Seite her dasselbe. Wenn die Kirche nicht zu der Kultur und der Gesellschaft, in der sie lebt, in einer lebendigen Beziehung steht, dann befindet sie sich nicht dort, wo Gott sie haben will – und daher nicht dort, wo Gott ist. „Wenn die Kirche nicht missionarisch ist, dann hat sie ihre Berufung verleugnet, denn sie ist hervorgegangen aus dem ureigensten Wesen Gottes.“<sup>12</sup>

Wir könnten natürlich jetzt auch auf die Zeitgenossen dieser Propheten hören, diejenigen, die „die Wunden dieses Volkes verbinden, als wären sie nicht tief, indem sie sagen: ‚Frieden, Frieden‘, ... wo doch kein Frieden ist.“ (Jeremia 6,14). Das wäre aber nicht sehr klug, denn wenn Gott etwas Neues tut, dann müssen wir uns bereit sein, dieses Neue zu erkennen. Ansonsten riskieren wir es, zu Hütern leerer Gebäuden aus Stein und überlieferter Kuriositäten zu werden. So wie die Menschen auf der Titanic gut daran getan hätten, nicht in aller Bequemlichkeit zu schlafen, müssen auch wir uns nicht nur der möglichen Realität des Exils, sondern auch seiner bevorstehenden Notwendigkeit stellen. Wir dürfen auch nicht einfach vor Verzweiflung und Resignation aus dem Schiff springen. Wir müssen die Anweisungen durchdenken, die für uns zurückgelassen wurden, damit wir in der Dunkelheit, in die wir bald hineingehen werden, überleben. Wir müssen für die Rückkehr in die unter uns liegenden Täler ausreichende Vorbereitungen treffen. Ich glaube, dass Brueggemanns Ausführungen darüber, wie die Propheten Israel halfen mit dem Exil zurechtzukommen, auch für uns eine erstklassige Vorbereitung darstellen.<sup>13</sup>

## „Nur Trauer lässt Neues entstehen.“

Brueggemann leitet aus Jeremias Schriften den Gedanken ab, dass die erste Phase im Exil, oder das erste Stadium des Warteprozesses, wie ich es nenne, Trauer ist. Er geht sogar soweit zu behaupten, dass Neues überhaupt nur durch Trauer möglich wird. Jeremia wird von Gott ermutigt, dem Volk durch seine Lyrik zu helfen, die Abwesenheit des himmlischen Vaters wirklich zu spüren und zu akzeptieren. Jerusalem war menschenleer. Alles war zerstört worden. Die Israeliten waren im Exil gelandet und ihre bisher so schönen Vorstellungen von Gott hatten sich in Rauch aufgelöst. Alles war verloren. Aber Jeremia regte das Volk nicht dazu an, Haltung zu bewahren, die Fassade eines „Ist schon alles in Ordnung“ aufrecht zu erhalten, sondern forderte sie auf, die Gegebenheiten voll und ganz zu akzeptieren. Es durfte kein Leugnen, kein Festhalten an dem, was tot war, und kein Zurückkehren zur mittlerweile zerstörten Vergangenheit mehr geben. Was sie brauchten, war nämlich etwas ganz anderes: dass sie ihre Fäuste öffneten, ihre Gedanken frei gaben, ihre Köpfe zurückwarfen und die Leere aus ganzem Herzen empfanden, die Abwesenheit, die Niederlage – und dass sie weinten ... weinten ... weinten um ihren Verlust. Diese aufrichtige Trauer ist der erste unumgängliche Schritt im Exil. Ohne ihn kann nichts Neues entstehen. Ohne ihn halten wir fest an Vergangenen und Totem und sind unfähig, das Neue zu ergreifen.

Unsere Kirchen tun sich unglaublich schwer damit, über ihre Situation ernsthaft zu trauern. Die Texte unzähliger christlicher Magazine, Predigten und Lieder verweben sich zu einem gewaltigen Teppich des Leugnens: „Es ist nicht so schlimm.“ In diesen Teppich wickeln wir uns ein und ersticken so die hilfreichen Zweifel mit ewig-optimistischer Augenwischerei: „Alles ist gut, und Gott ist mit uns.“ Unsere Hände sind erhoben – aber nicht um eine ehrliche Frage zu stellen, sondern nur, weil wir uns gänzlich dem Programm des Gottesdienstes, des Missionseinsatzes, des Gebetstreffens und der Anbetungsversammlung überlassen wollen. Unsere Augen sind geschlossen – aber nicht, weil wir von der Herrlichkeit geblendet wären, sondern weil wir blind für die Tatsache sind, dass die Zahlen rückläufig bleiben, Kirchen ge-

IRGENDWO ZWISCHEN DER FREIHEIT, NICHTS TUN ZU KÖNNEN,  
UND DEM ANSPRUCH, ETWAS TUN ZU WOLLEN, FINDET SICH  
DAS GEHEIMNISVOLLE WARTEN DER HEILIGEN.

geschlossen werden, die Erweckung nicht stattfindet, die Gesellschaft das Interesse verliert und unser Einflussbereich immer kleiner wird.

Jesus hat uns aufgefordert, an seinem Werk teilzuhaben, und erklärt uns, dass im Haus seines Vaters viele Wohnungen sind. Leider verstehen wir diese Aussage gern allzu wörtlich und nehmen in den zahllosen Räumen, die er für uns bereitet hat, freie Kost und Logis in Anspruch. Wir lassen uns häuslich nieder, machen es uns bequem und werkeln herum, während er draußen darauf wartet, dass wir uns ihm anschließen. Wir treffen uns in Konferenzen, nicken zustimmend mit dem Kopf und sind einhellig der Ansicht, dass wir genau wüssten, was gemacht werden muss. Wir tragen seltsame Kleidung und schreiben sorgfältig formulierte Erklärungen, die wir dann an unseren gemeindeinternen Anschlagtafeln befestigen, nicken wieder zustimmend und glauben, dass wir genau das Richtige tun. Wie kleptomane Einsiedler haben wir uns einen tiefen Schacht in unsere kleinen Obsessionen gegraben und uns in „unserer Wohnung“ ein Labyrinth aus Korridoren angelegt, die das natürliche Licht so weit wie möglich draußen halten. Ihre verschlungenen und bizarren Wohltaten verführen uns, dieses Labyrinth jahrelang zu durchstreifen, ohne auch nur einmal vor die Tür zu treten. Ja, wir werden zunehmend von einem massiven Misstrauen gegenüber der Welt „da draußen“ geprägt, die mit dem Finger auf unsere Fensterrahmen, von denen die Farbe abblättert, und auf unsere überwucherten Gärten zeigt und lacht.

In diesem glücklosen Haus sucht man leider auch die Trauer vergeblich. Wo sind sie, die Tränen? Wo sind die ehrlichen Eingeständnisse der Fehler und Schwächen? Wo sind die couragierten Reden, in denen zugegeben wird, dass wir nur einen niederen Gipfel erreicht haben und nun den Weg nach unten antreten müssen? „Wenn ich nicht

reden würde“, sagt Jesus, „dann würden selbst die Steine schreien“ – und weil wir nicht reden, tun es jetzt die Steine, sie trauern einsam in den leeren Räumen, die sie umgeben, und weinen dicke Tränen, weil wir dazu nicht in der Lage zu sein scheinen. Sogar der Bericht „Mission-Shaped Church“ (Die missionarische Kirche) der anglikanischen Kirche rät: „Es ist Zeit Buße zu tun. Wir haben es zugelassen, dass unser Kultur und die Kirche abgedriftet sind.“<sup>14</sup> Trauer und Umkehr sind das passende Heilmittel für die krankhafte Angewohnheit des Leugnens und Vertuschens, die unsere Kirche und unsere Gesellschaft zutiefst durchdrungen hat. Der Hang zum Leugnen stellt sich immer da ein, wo Menschen die Zukunft fürchten – wo sie nicht wissen, was passiert, wenn wir dem Licht der Wahrheit Zugang zu unserer finsternen Scheinwelt gestatten; schließlich könnten wir ja anschließend als Versager dastehen. Eigentlich sollten wir in den Gemeinden jeden Sonntag mit Wahrheit eingedeckt werden. Satt dessen holen wir uns eine weitere Dosis „Schein“ ab, der groß genug ist, um unsere Wahrnehmung in der vor uns liegende Woche so zu vernebeln, dass wir das Gefühl haben, alles wäre alles in Ordnung. Sicher: An diesem Zustand leiden wir nicht nur als Kirche. Wir sind umgeben von trauerunwilligen Politikern, die uns voll Optimismus versichern, dass sie ihre Parteien zum Sieg führen werden, oder von leitenden Managern, die schlechte Leistungen nicht eingestehen, damit sie nicht den Zugriff auf wertvolle Aktienoptionen verlieren. Es sieht so aus, als würden wir den größten Teil unseres Lebens in der Dunkelheit hinter unserer Fassade verbringen – unfähig zu trauern und bestimmt von der Parole, weiterzukämpfen, ohne die Haltung zu verlieren, und immer alles Schlechte abzustreiten. Dabei bauen wir einen von unterdrückter Trauer verursachten Druck im Kopf auf, von dem uns dann das Messer des Bypasschirurgen oder die Couch eines Psychiaters befreien muss.

Wo sind eigentlich die wirklich unabhängigen Medien, die die Wahrheit sagen und zugleich die Trauer respektieren, ohne sofort Kritik zu äußern? Wo sind die Jeremiaße von heute, die der Kirche helfen, sich ihrem Verlust zu stellen und zu trauern? Wir werden sie wohl eher am Rand finden. In den Seiten- oder Hinterbänken. Es sind die Künstler

und Satiriker, für die es ganz natürlich ist, einen Spiegel aufzustellen und uns unser wahres Gesicht zu zeigen. Es sind die Machtlosen, die kein verbürgtes Interesse daran haben, das momentan existierende System aufrecht zu erhalten. Es sind diejenigen, die Narben tragen und zu viel über den Schmerz wissen, um vor der nackten Wahrheit zurückzuschrecken. Es sind die, die behaupten, nicht zu wissen „wie man spricht“, weil sie noch Kinder sind (Jeremia 1,6). Wir kennen sie. Die Menschen, die sich in Stadium 4 befinden. Wir können sie am Rand ausmachen. Und diejenigen von uns, die Leitungsaufgaben wahrnehmen, sind dafür verantwortlich, dass sie und ihre nicht einfache Botschaft eine Plattform bekommen, bevor sie ungehört verschwinden. Sie sind lebenswichtig für uns.

Diejenigen von uns, die von diesem zerbröckelnden Regime am meisten profitiert haben, werden sich auch am schwersten damit tun zu trauern. Aber wir können nicht anders. Wir müssen erst einmal alle Programme einstellen, die Meetings absagen, das Leugnen aufgeben, die Machenschaften beenden, die Strukturen abbauen, unseren Ängsten und Enttäuschungen ins Gesicht sehen und weinen ... weinen wegen der Leere, weinen wegen der Abwesenheit, weinen wegen der Maskerade, weinen wegen des Scheins. Wir müssen solange weinen, bis wir unsere Trockenheit und Unfruchtbarkeit klar erkennen, denn nur dann werden wir dem Neuen Raum geben können.

### **„Nur Heiligkeit trägt Hoffnung in sich.“**

Wenn wir ehrlich getrauert haben, können wir unsere durch Tränen gereinigten Augen wirklich für die schockierende Tatsache öffnen, dass Gott das alles zugelassen hat. Gott hat uns erlaubt, auf diesen niederen Hügel hinaufzuklettern. Das Leugnen mag vorbei sein, und was wir vertuscht hatten, endlich offen liegen, aber da gibt es noch einen tieferen Widerstand bei gläubigen Menschen, nämlich die Frage: „Wie konnte Gott so etwas tun?“ Inmitten unseres Wartens auf das Neue stoßen wir auf diese schwer zu bewältigende Erkenntnis: Wenn wir das Neue suchen, dann ist das, was wir bisher praktizierten, das

Alte, und daher ist Gott offensichtlich nicht mehr in dem repräsentiert, was wir tun. Gott hat sich schon längst an den Abstieg gemacht, während wir uns noch immer auf unserem gemütlichen kleinen Hügel aufhalten.

Ein derart weitreichender göttlicher Rückzug schockiert uns natürlich. Eine Illustration für diese Erfahrung finden jedoch wir in Hesekeil 10: Gott erhebt sich und verlässt den Tempel. Er zeigte damit seine ungebrochene Heiligkeit einem Volk, das sich zu sehr an seine Gegenwart im Tempel gewöhnt hatte und überheblich geworden war, einem Volk, das selbstgefällig seinen speziellen Status als „Auserwählte“ kultivierte. Gott erhob sich und ging. Gelangweit von unseren weitschweifigen und ausufernden Diskussionen über kircheninterne Angelegenheiten und angeödet von unserer ständigen Nabelschau, hat Gott einfach seinen Hörer aufgelegt. Er ging weg und demonstrierte so seine heilige Freiheit. Diese Freiheit erklärt laut und deutlich, dass kein Tempel, kein Ort, kein Volk, keine Kirche, keine Schublade, keine Tagesordnung und keine theologische Position ihn jemals dazu zwingen können zu bleiben, wo er nicht bleiben will. Dass nichts und niemand ihn zu etwas überreden kann, dem er nur halb zustimmt. Dass er sich nicht einfach von uns vereinnahmen lasse, weil er der „ICH BIN, der ICH BIN“ ist. Und KRACH, schließt sich die Tür, und wir bleiben allein zurück und fragen uns, was es mit Gottes Heiligkeit, seiner Transzendenz, seiner Andersartigkeit, seinem Abgesondertsein und seiner Unvergleichlichkeit eigentlich auf sich hat.

Wenn wir uns auf den gefährlichen Zustand des Stillhaltens und Wartens einlassen, erleben wir möglicherweise, dass Gott desinteressiert ist. In allen Bereichen, in denen wir bisher proklamiert haben: „Gott ist dabei, er lässt uns nicht los“, müssen wir uns eingestehen, dass Gott die Freiheit hat, sich zu verabschieden, und eventuell sogar Gebrauch davon macht. Wenn wir uns nur einen Moment vorstellen, dass Gott nicht in der Lage wäre, sich von irgendeinem Arbeitsbereich, einem Ort, einem Projekt abzusetzen, dann erkennen wir, welche theologischen Folgen das hätte: Die Quintessenz wäre nämlich ein Gott, der

AN MANCHEN BEKANNTEN, ABER AUCH AN EINIGEN NEUEN  
ORTEN DER POST-AUFKLÄRUNG HÄLT SICH GOTT IMMER NOCH  
AUF UND WARTET DARAUF, ZUR WELT ZU KOMMEN

Leiden überhaupt nicht zulassen könnte und jedes Mal einschreiten müsste, wenn ein Kind sich einem scharfen Gegenstand nähert.

Aber Gott lässt sich nicht einfach vor unsern Karren spannen. Und genau das ist eigentlich der Grund für eine wirklich große Hoffnung. Wenn es Gott nicht möglich wäre, sich davon zu machen, dann wären wir für alle Zeit in Strukturen gefangen, die Gott „vielleicht segnet“. Wie oft haben wir uns innerlich gewunden, wenn wir ein „kirchliches Angebot“ miterlebten, bei dem sich uns die Zehennägel hochrollten – und sind doch wegen des Totschlagarguments „Wenn Gott heute nur eine einzige Person ein winziges bisschen berührt, dann ist es doch richtig“ an unseren Sitzen kleben geblieben? Mit so einem pseudogeistlichen Unsinn muss endlich Schluss sein. Gottes Heiligkeit gibt uns eine Hoffnung, die weit über dieses permanente „Was wäre, wenn?“ und des „Vielleicht ist ja Segen da“ hinausgeht.

Erst, wenn wir uns eingestehen, dass Gott sich auch entfernen kann, geben wir der Hoffnung die Möglichkeit, mit dem „abgestandenen Wasser“ unserer Gemeinden in Berührung zu kommen. Wir gestehen damit auch ein, dass ein Jünger eigentlich kein sesshaftes Leben führt, sondern ein nomadisches, dass er immer weiterwandert – an Orte, an denen das Überleben wieder für eine gewisse Zeit gesichert ist, und dass er nicht verzweifelt an einem Ort bleibt, an dem dies früher einmal der Fall war. Es bedeutet darüber hinaus anzuerkennen, dass eine Glaubensreise keine statische Bekehrung, sondern ein evolutionärer Prozess ist, der vom Heiligen Geist bestimmt wird. Allein die Tatsache, dass Gott weggehen kann, ist also ein Grund zu hoffen. Wir können hoffen, dass wir nicht in dem fest hängen müssen, was bisher war. Dass unsere jetzige Situation nicht das Ende vom Lied ist. Gott muss sich von uns, vom lokalen Maximum, entfernen, aus unserer Sicht

entschwinden, in die Tiefe des Horizonts abtauchen und hinunter in die Wolken ziehen, heilig und liebend. Er muss uns drängen, ihm zu folgen, sich aber weigern, zu bleiben. „Ich öffnete meinem Geliebten, aber mein Geliebter war verschwunden, vorbeigegangen.“ (Hoheslied 5,6) Wenn wir Gott diese heilige Freiheit einräumen, dann gestehen wir damit gleichzeitig ein, dass wahre Liebe niemals eine starre Verbindung fordert, dass sie Bewegung braucht, dass sie die Richtung ändern können muss, nicht anders kann als schieben und ziehen, halten und lösen und entfalten – im Geschlechtsakt genauso wie in Zeiten der Sehnsucht und der Abwesenheit.

### **„Nur die Erinnerung schafft neue Möglichkeiten.“**

Angefangen vom Warten Sarahs in den Jahren ihrer Unfruchtbarkeit bis hin zur Geisteszeugung Christi: Gott lehrt uns, dass Veränderungen durch Evolution und nicht durch Revolution zustande kommen. Wir müssen uns Zeit nehmen, eine Pause machen, warten und dem Zustand, in dem wir uns befinden, ins Auge sehen. Wenn wir Veränderungen wollen, die in die Tiefe gehen und nicht nur taktische Varianten sind, dann haben wir keine andere Wahl, als unsere Fäuste zu öffnen, das Alte loszulassen und zu lernen mit diesem so ungewohnten Entleertsein zu leben. Wir müssen trauern, Gott die ihm zustehende Freiheit einräumen und Hoffnung daraus schöpfen. Die starren Strukturen sind dann abgebaut und was zu tun ist, liegt offen und klar vor uns. Nun müssen wir warten und uns Gedanken darüber machen, woher das Neue wohl kommen wird.

Ausgehend von der zweiten Hälfte des Jesajabuches kommt Brueggemann zu dem Schluss, dass sich neue Möglichkeiten nur auftun, wenn wir uns mit unseren Erinnerungen befassen und diese dann praktisch nutzen. Ohne unsere Erinnerungen macht kein Satz, den wir lesen oder hören, einen Sinn. Nur durch unsere Fähigkeit, die Vergangenheit, egal wie weit sie zurückliegt, gedanklich festzuhalten und auf unsere gegenwärtige Situation zu beziehen, können wir Neues lernen, uns

weiterentwickeln, uns verstehen und unterhalten, enge Freundschaften pflegen und lieben. Uns vom Nichts auf etwas zubewegen.

Ohne Erinnerung wären wir Gefangenen einer absoluten Gegenwart, weil wir uns der Richtung, aus der wir kommen, nicht bewusst wären und daher auch keine Ahnung hätten, wohin wir gehen sollen. Ohne Erinnerung gäbe es überhaupt keine Dynamik, kein wahrnehmbares Verstreichen von Zeit und daher auch keine Bewegung oder Geschwindigkeit. Wir blieben ohne jede Wahlmöglichkeit im gegenwärtigen Zustand der Dinge gefangen. Warum? Weil wir unfähig wären zu sehen, dass es in der Vergangenheit überhaupt anders, besser oder schlechter, war und dass die Möglichkeit einer Veränderung auch für die Zukunft besteht.

Als die Israeliten im Exil angingen, die Werte der Babylonier, die sie gefangen hielten, zu übernehmen und ihr Los zu akzeptieren, trat Jesaja auf und machte sich daran, ihr verloren gegangenes Erinnerungsvermögen wieder zu trainieren. Seine Lyrik öffnete das Siegel zu ihren Herzen und zwang sie, ihre gemeinsamen Werte wiederzugewinnen. Indem er ihr Gedächtnis darüber auffrischte, wie Gott in der Vergangenheit durch sie gewirkt hatte, belebte er gleichzeitig ihr Vorstellungsvermögen und inspirierte so neue Gedanken und Möglichkeiten für die Zukunft.

Unser Problem heute ist: Der Freiraum, den wir zur Erweiterung unseres Vorstellungsvermögens haben, verhält sich umgekehrt proportional zur Geschwindigkeit, in der wir leben. Dadurch, dass wir andauernd gehetzt sind, fehlt uns die Zeit, um zu träumen, Welten zu verändern und neuen Ideen Form zu geben. Getrieben durch unser Karrierestreben hasten wir an kleinen Biegungen und Ausgängen vorbei und folgen den breiten Wegen der gegenwärtigen Ordnung, die scheinbar alle gerade verlaufen. So werden wir nie etwas verändern. Doch wenn wir eine Pause einlegen und unsere Augen vor den vielen Bildern verschließen, die uns überall suggerieren „Kauf’ mich jetzt, gebrauch’ mich jetzt“, wenn wir unsere müden Sehnerven ausruhen, dann werden wir auch anfangen, uns zu erinnern. Neue Welten wer-

den sich formen und neue Auswege werden sichtbar werden. Das alles geht nur durch Erinnerung.

Bevor die Kirche sich verändern kann, bevor ich mich verändern kann, bevor sich überhaupt irgendetwas verändert, braucht es eine Zeit zum Zur-Ruhe-Kommen. Eine Pause. Eine Rast. Wer verhindert eigentlich die ganze Zeit die notwendigen Veränderungsprozesse? Wer schreit andauernd „Nein“ oder „Unmöglich“? Doch diejenigen, denen daran liegt, dass die Dinge so bleiben, wie sie sind: Diejenigen, die Macht haben und bestimmte Interessen verfolgen, und die in diese Macht investiert haben. Auf diese Leute dürfen wir keine Rücksicht mehr nehmen. Wir müssen eine Pause einlegen. Warten. Trauern. Über Gottes Freiheit und Abwesenheit nachdenken. Anfangen zu träumen, wo Gott nun wohl gern gefunden werden möchte. Bei Jesus nämlich, und das heißt: nicht im Haus, sondern im Stall. Nicht in Jerusalem, sondern in Nazareth. Nicht bei seiner Familie, sondern im Tempel. Nicht im Tempel, sondern bei den Kranken, den Armen, den Gleichgültigen, den ganz Gewöhnlichen, den Originellen, den Alkoholikern, den Rauchern, den Spaßvögeln, den Abtrünnigen und Nachlässigen. An manchen bekannten, aber auch an einigen neuen Orten der Post-Aufklärung (Orten, an die wir wahrscheinlich nie gedacht hätten), hält sich Gott immer noch auf und wartet darauf, zur Welt zu kommen.